

PROLETARISCHES FEUILLETON

Das Tischgebet / Von Paul Körner

Gott bedeute für mich, Kohlrud, Chrscheigen, Brügel. Und alles lernte ich frühzeitig kennen.

Der Lehrer fragte, wer abends, morgens und mittags betet. Alle standen auf, obwohl nur wenige beteten. Mein Bruder und ich blieben sitzen. Wir wollten nicht lägen. Es gab Brügel.

Morgens soll man beten, damit der Tag gut wird. Abends dankt man im Gebet für den guten Tag und mittags bete man, daß das Mittagessen besser schmeckt. So sagten Lehrer und Pfarrer.

Wir mußten schon als Kinder schwer arbeiten. Wenn wir morgens beten würden, würde der Tag doch nichts weiter sein als Schinderei, und am Abend dann dafür danken, das überlassen wir gern denen, die nicht abgequält vom Felde kamen. Und das Mittagessen war oft genug keines Dankes wert.

Aber als einmal wieder die Rede darauf kam, daß das Essen besser schmeckt, wenn man vorher betet, kam ich mit meinem Bruder auf die Idee, es einmal zu versuchen, ob sich nicht nach einem Gebet wenigstens der Geschmack ein wenig ändert. Das wäre sehr nötig gewesen, wenn es Kartoffeluppe gab.

Wenn Mutter wusch, gab es Kartoffeluppe. Zwischen durch natürlich auch noch. An solchen Tagen brauchte sie dann nicht viel auf das Kochen zu achten. Die Kartoffeln kochten im Wasser allein. Wenn die Zeit des Essens kam, rührte sie nur den Brei durch, brätet Spud aus (wenn sie welches hatte), sonst wurde Del hineingegossen und das Essen war fertig. Es ging sich jeder selbst dazu.

Daß das nicht besonders schmeckt, kann sich jeder denken. Und an diesem Tage, als wieder einmal die Rede auf das Beten kam, gab's solche Kartoffeluppe.

„Wieder so ein Zeug mit Del“, meinte mein Bruder und verzog den Mund. „Neben tat es wie im Futterstall des Gutsbesizers, wo das Futter für die Schweine eingerührt wurde. Wir verschluckten und kamen zu dem Entschluß, es mit dem Beten zu probieren.“

„Wir werden es versuchen“, ermahnte der Bruder. Ich wandte ein: „Vater wird uns auslachen und sagen: ihr fangt wohl an, dumme zu werden!“ — das war keine Rede in solchen Fällen.

Er hielt nämlich nicht viel von den Göttern und von der Religion. Einmal wurde eine Kollekte veranstaltet für den Bau einer neuen Kirchenorgel. Die Sammler kamen auch zu uns. Vater gab nichts, sondern sagte: „Meinetwegen können Sie mit einem Pölerstücken im Schachtel spielen.“

Es gab eine Anzeige. Wegen Gotteslästerung mußte Vater 3.— M. Strafe zahlen. Das Gericht hatte beschlossen, daß mit dem Schachtel die Kirche gemeint sei und deshalb Strafe am Werke wäre. Als uns dann kurz darauf eine Ziege an Maul- und Flußseuche krank, sagten die Leute, das wäre die Strafe Gottes für die Lästerung. Anderen Tagen auch Ziegen, obwohl ihre Besitzer in die Kirche liefen. Dem Kirchenvorstand krepieren sogar zwei Kühe.

Jedenfalls hatte Vater den lieben Gott durchschaut und wir wußten, daß er uns auslachen würde. Wir getrauten uns nicht zu beten, wenigstens nicht laut.

„Lasse acht auch“, sagte der Bruder.

Wir beschlossen, leise zu beten.

Die Teller standen mit der dampfenden Kartoffeluppe auf dem Tisch. Großmutter holte das Wasserglas mit ihrem Gebiß, setzte es ein und nahm den Köffel. Vater sah schon, Mutter lief noch herum.

Mein Bruder sah auf einem Stuhl und sah an die Erde, so wie der Pfarrer, wenn er ein stilles Gebet tat.

Da der Pfarrer uns eingeträgt hatte, daß man beim Beten an Gott denken müsse, so versuchte ich, dies zu tun. Da ich ihn jedoch nicht gesehen hatte, dachte ich an den alten Schleppehase, der einen Ballball und einen sprechenden Papagei hatte und von uns immer Zinsen bekam. Wenn sie Mutter bezahlten ging, durfte ich mitgehen und den Papagei sprechen hören. Schleppehase gab mir einmal einen Kuckuck aus Ton. Wenn man

ihn in den hohen Schwanz puste, schrie er. Der Alte galt deshalb bei mir als guter Mann und so mußte nach der Lehre des Pfarrers Gott aussprechen.

Ich stellte mir also den Asten am Tisch ganz genau vor, wie er das Geld eintrug, im Laufe quillerte und dann brumte: „Das nächste Mal kommen Sie wieder plündernd.“ Der Papagei sagte: „Das Geldchen klappert“, und so fing ich in Gedanken an, zu beten:

„Komm, Herr Jesus, sei unser Gast und segne alles, was du uns beiderzeit hast.“ Das sollte das beste Mittagsgebet sein.

Dann sah ich, in der Meinung, daß es jetzt schmecken müsse wie Braten, den wir einmal hatten, als Vater einen Haken gefangen hatte.

Bei den ersten Köffeln voll, die ich hinunter geschluckt hatte, merkte ich noch nichts. Mein Bruder stieg mich mit dem Fuß an und wühlte mit dem Köffel in der Suppe herum, als ob er ein Haar suchte. Es schmeckte erbärmlich. Ich wollte es mit etwas mehr Essig versuchen, aber Großmutter sagte: „Vom vielen Essig wird das Blut dünn und die Gedärme zerreißen, und man wird auch blind davon.“

Als dann Mutter fragte, wer noch etwas will, sagten alle: „Nicht.“ Es schmeckte genau so wie immer. Das Beten hatte nichts genützt.

„Es ist zu leise gewesen“, sagte der Bruder. „Er hat es nicht gehört. Es ist zu weit bis in den Himmel.“ Ich hatte eine andere Meinung. Wenn die Suppe aus derselben Schüssel ist, kann nicht die eine besser schmecken, weil wir gebetet haben. Der Pauker lügt. Der Pfarrer schwindelt.

Sie hatten uns angeführt und wir beschlossen, Rache zu

nehmen. Am Sonnabend mußte ich in der Küche die Nummern der Gelangbuchblätter anbringen, die am Sonntag gelungen werden sollten. Mein Bruder hatte ein Feieserchen, das stellte einen Hund dar. Einen Pöler mit trümmen Beinen. Ich steckte ihn ein und besetzte ihn am Sonnabend mit einer Nadel an der Alardecke. Er war von überall her zu sehen. Dann hing ich in die Orgel. Wenn man an der Seite einer Kell herauszog, ging eine Tür auf. Darin waren lauter Schläuche, die mit einem Ende über kleine Röhren geführt waren. Einige rief ich ab, so daß sie wie Würste herunterhängen.

Tonntags begann der Gottesdienst. Weil ich Angst bekommen hatte, wollte ich nicht zur Kirche gehen. Ich hatte dem Lehrer gesagt, ich könnte nicht kommen, da ich keine Schuhe habe. Das stimmte. Er meinte, ich könnte darauf kommen. Trotzdem zog ich Holzpastorale an. Großmutter hatte sie blank gepußt.

Als ich durch die Kirche flüchtete, lagen sie alle Leute um. Der Pöler hing nach da. Jetzt sollte das erste Lied gelungen werden. Der Lehrer, der die Orgel spielte, griff in die Tasten. Einige Töne quollen hervor und jaulten — wie ein Hund, der einen Feieserchen spielen hört — durch den heiligen Raum. Dann schloß es, als ob eine Lokomotive abfährt. Wieder gurgelten ein paar Töne durch die Kirche. Die Orgelpfeifen hatten keine Luft. Die Schläuche hingen herunter.

Wartet — dachte ich. Das ist für das Lügen, daß Kartoffeluppe nach dem Beten besser schmecken soll.

Die Prägeln für den Pöler bekam mein Bruder. Der Lehrer kannte das Feieserchen. Und die Sache mit der Orgel kam nicht heraus, trotzdem der Pfarrer sagte, daß er den Täter mit Hilfe Gottes auffinden würde. Aber dafür haben wir später herausgefunden, daß man den Kindern deshalb vorläßt, das Essen schmeckt nach dem Beten besser, damit sie nicht darüber nachdenken sollen, wie es kommt, daß die eine Kartoffeluppe und die andere Fleisch freisen; und daß man den Fleischstücken den Schind zubringen muß.

Vorfall in der Nacht / Von Georg W. P'jet

Es ist ein harter Frost und gegen Nacht geht ein dicker Nebel auf den Straßen, quillt hin und her, drückt Fußwege gegeneinander und verheißt die Menschen, die eventuell aus Spaß spazieren gehen, in gescherte Winkel. Man sieht kurz sein Schritt weit. Die Lampenreihen nähern wie verärgerte Menschen den Angenehm reibt man sich darüber die Augen. Eilige Menschen, in sich zusammengetrieben, tauschen auf schämen einen mit halbem Gesicht an und verschwinden dann wieder im Nebel. Man tappt. Es liegt im Rhythmus unferer menschlichen Gewöhnung, daß man nicht schlappst.

Trampelschritte trippeln kurz und flint im Rücken, als wollten sie einen hoch einholen, aber man achtet nicht darauf. Eine zittige Stimme, der man es anspürt, daß sie warm und schließig klingen will — aber es mislingt und sie hängt sich ab, konzentriert sich auf den nächsten Schatten. Und das bis spät in die Nacht — denn es ist Beruf.

An den Eden dampfen Kessel und man spürt einen feinen, nicht läßt Duft in der Nase, wenn man daran vorbeikommt. Es regt sich ein Innenteil unseres Körpers, aber man ist gleichsam genug gewesen, zu verstehen, wie man Hunger unterdrückt. Und man kommt ungeschoren daran vorbei — an den Dämmen nämlich. Weiter tappt man an erleuchteten Schaufenstern, Kinnelamer, Laternenplätzen und Menschen Schatten vorbei und das eben uns emig Nachtslegendes: das Ich und dessen Erhaltung. Sieheleht auch ein klein wenig weiter.

Ein furchtbarer Kulkerei — stillsteht hundert Schritte vor mir, bringt mich den Nebel. Ich laufe zu kommen und bleibe auf der Stelle stehen. Alles zeigt in mir ab. Hühlernde Schatten fliegen herbei. Ich eile ebenfalls näher. Ein Duzend Menschen hantieren gelpentig um einen am Boden liegenden dunklen

haußen. Ein Leib, ein Menschenkörper, ganz still und kalt. Hatte der eben geschrien? Ich vernehme ein paar Worte.

„Kuntergekürzt!“

„Tot?“

Einer deutet sich über die Leiche und hebt den Kopf. Sein Gesicht ist unkenntlich, er nicht kurz.

Ja.

Schweiglam umgeben die Menschen die Leiche und starren in deren Gesicht. Es ist nicht zu erkennen. In einer Masse von Blut und Dreck ist es zertrümmert. Die Finger krallen sich in das Pflaster. Und immer wieder bilden die Umstehenden in dieses Gesicht, daß gar kein Gesicht mehr ist. Schwer und hilflos starren sie — nicht lebendiger als die Tote. Aus dem matten grauen Haar der Leiche steigt ein dicker Wüstkeil zwischen unferen Beinen hindurch zum Himmel.

Ein Polizist kommt. Schaut recknigt auf diesen „Vorfall“ und ruft ein Auto. Die Proletarier packen zu, in das Blut, in die tiefenden Haare hinein und legen die Leiche ins Auto. Es tropft herab und beschmutzt den Lederfah, aber das ist nicht von Bedeutung, auch die blutigen Hände der Proletarier nicht und das zerfallene Gesicht der Selbstmörderin.

Der Polizist meldet es, wie nach Order, seinem Vorgesetzten und die Presse bringt es, wie nach Order, unter der Rubrik der „Lebensnuden“. Wir haben aber in Blut geschaut, haben in Blut gegriffen. Unsere Gedanken parieren nicht mehr der Order. Wir stehen noch lange beisammen und bilden auf den Blutbad. Der eine Arbeiter, der die Leiche mit in das Auto getragen hat, tritt dicht an uns heran, daß wir sein Gesicht deutlich erkennen können. Er ist schwarz, wie mit spiken Wellen durchschritten. Wir dürfen nicht vor der Entschreibung flüchten. Dort verlegt kahles das Blut. Wir brauchen jeden Tropfen für den Kampf. Steht beisammen, damit die anderen nicht flüchten. Wie möglich nicht!!!

Das Ideal der Sozialdemokraten

Nach einer Zusammenkunft des „Vorwärts“ wurden in der Gesamtunion im Oktober 120, im November 127 Todesurteile vollstreckt.

In allen Fällen handelt es sich um aktive Feinde der Arbeiter- und Bauernmacht, Schändlinge der Wirklichkeit, Spione und Korruptionswirer vom Format Barmots oder Belats.

Nach einer unvollständigen Zusammenstellung verschiedener linksbürgerlicher Zeitungen und Personen wurden in Deutschland in den ersten Jahren nach der Revolution mehrere hundert Arbeiter unter dem „Standrecht“ der Sozialdemokratie erschossen, zwischen 15 000 und 20 000 Arbeiter hangehend ohne Verhandlung vor weißen Truppen, die unter der Führung eines Sozialdemokraten standen, erschossen.

Das Gefährliche des „Vorwärts“ über Todesurteile in der Gesamtunion kann niemand ernst nehmen. Das Zentralorgan einer Partei, die den Tod von 20 000 revolutionären deutschen Arbeitern auf dem Gewissen hat und über die Ermordung von Arbeiterfeinden wehklagt, macht sich damit zum Anwalt eben dieser Arbeiterfeinde, zum Feind der Arbeiter.

Die Februarnummer der „Linkskurve“ erschienen

Die neue Nummer der „Linkskurve“ bringt über den Rohmen einer kulturpolitischen Kritik hinaus interessante politische Beiträge. Ein Aufsatz Lenins „Ein neues Stulbad“ aus der „Zofra“ von 1901 befaßt sich mit den blutigen Kämpfen der russischen Arbeiter in den Dscharkas. Lenins Stellungnahme gibt eine klare Analyse der Kämpfe, die wir hundertprozentig auf die aktuellen Ereignisse in Deutschland übertragen können.

Emil Scheller schreibt in seinem Artikel „Die Rettung“ die Vangerregung von 1890, die Finanzbilatur, die bereits auch die sozialdemokratische Bewegung durchdrungen hat, und zeigt die Zusammenhänge zwischen den Verfallserscheinungen des Kapitalismus und den heroischen Vorwärtz der revolutionären Arbeiterbewegung.

Henri Barbusse stimmt in einem Stück an die „Linkskurve“ Stellung zu der kompromisslosen und konsequenten Plattform der proletarischen revolutionären Schriftsteller.

Ein Aufsatz über die Rolle der Arbeiterkorrespondenz. Löffel, Luchoff und Pflöber polemisieren gegen die „Linkskurve“. Von literarischen Beiträgen ist ein Kapitel aus dem Roman „Sturm auf Eisen“ von Hans Marchwina besonders hervorzuheben. Dieses Kapitel „Sewerings Waffentilstand“ treffend Weile die verantwortliche Rolle Sewerings demaskieren.

John Dos Passos gibt in einer lebendigen Reportage „Regenlage in Kenningrad“ ein jorbepreichtiges Bild der neuen sozialistischen Jugend Sowjetrußlands.

Ein Artikel von Erich Steffen, „Die Ujelle der proletarischen Literatur“ wird zur Diskussion gestellt.

Ein Gedicht von Viktor Bauer. „Der alte Trambaher“ sowie eine Reihe von aktuellen Glosse, Satirischen Beschreibungen das Welt, das jeder Arbeiter lesen sollte.

Bourgeoisweib prügelt Demonstrantin

In Rischikew, der Hauptstadt Bessarabiens, kam es zu großen Kundgebungen für die Gesamtunion. Die Frau des früheren Ministers Nija stürzte sich auf eine demonstrierende Kommunistin und versetzte ihr mehrere Fausthiebe, worauf die Polizei eine Salvo abgab.

Wir wollen nicht, wie es diesen Frauengimmer, das unter dem Schutz der Siguranga sich an einer Arbeiterin vergreift, ergangen ist und ob es die verdiente Abreidung bekommen hat. Der Vorfall beweist aber, daß die „Damen der Gesellschaft“ noch Hülter und „guten Manieren“ genau so brutale Arbeiterfeinde sind wie ihre Männer.

Das Ideal der Sozialdemokraten

nengewehr, Panzerwagen und Tränengas nur gegen Arbeiter in Aktion gesetzt werden und die Mannschaft auf das Kommando überhaupt keinen Einfluß besitzen.

In der untersten Kategorie der preussischen Polizeioffiziere, nämlich unter den Leutnants, finden wir neben 45 Abiturienten, also Angehörigen der herrschenden Klasse nach 117 Nichtabiturienten und 120 Poliz- und Militärschüler. Die Zahl der Polizschüler ist aus begrifflichen Gründen verhältnismäßig die nächst höhere Klasse, die Oberleutnants, setzen sich aus 17 früheren „oberen Polizeiverwaltungsbeamten“, 24 früheren aktiven Offizieren, 48 früheren Referenzoffizieren und 301 früheren Unteroffizieren zusammen. Bei den Hauptleuten überwiegt die arbeitserfreundliche Schicht offensichtlich: es waren 204 frühere Unteroffiziere, 287 frühere Referenzoffiziere und 372 frühere aktive Offiziere. An der Spitze der Kommandostruktur überwiegen ausschließlich Vertreter der herrschenden Klasse: drei Unteroffiziere als demokratische Defektoren, 26 frühere Referenzoffiziere und 201 frühere Offiziere!

Hält man die Leutnants, deren früherer Beruf nicht angegeben ist, weg, dann stehen 314 frühere Offiziere und 261 frühere Referenzoffiziere, zusammen 575 Offiziere nur 388 Unteroffiziere gegenüber, die allerdings über auch nicht von Pappe sind.

Es kann nicht munoernehmen, daß die Schuppige unter dieser Führung, die sich fast ausschließlich aus alten feindlichen Offizieren zusammensetzt, eine ausgeproben arbeitserfreundliche freigeschüttelte Garde ist. Oder bildet sich jemand ein, das Geschehen der Sozialdemokratie hätte viele reaktionären Herren zu Freunden der Arbeiter gemacht?

Wer kommandiert die Schutzpolizei?

Die Polizei zum Schutz der Ausbeutung und Unterdrückung „Schuppigen“ genannt, verfügt über eine Organisation der Kommandogewalt, die dafür garantiert, daß Knüttel, Messer,

Ein Geisteskranker im Palais des Reichspräsidenten?

Zur allgemeinen Ueberraschung teilte die gesamte Presse mit, daß im Palais des Reichspräsidenten in der Wilhelmstraße ein Geisteskranker gefesselt worden sei, der sich durch wirre Reden und seltsam militärisches Gebaren bemerkbar machte. Bei der Festnahme stellte sich heraus, daß es sich in der Tat um einen gemeingefährlichen Geistesgekranten handelte, der sofort in die Irrenanstalt übergeführt wurde. Er heißt Hellmuth Huloisch.

Kurpfischer

Nach einer Feststellung des Wohlfahrtsministeriums gibt es in Deutschland etwa 12 000 tätige Kurpfischer. Ihre wirkliche Zahl ist allerdings noch höher, da statistische Angaben nur auf Schätzungen beruhen.